

AUF DEM WEG IN DIE EINHEIT

Autobiografie eines Gottsuchers

Gewidmet meiner langjährigen spirituellen
Weggefährtin sowie allen Suchern auf dem Weg.

© 2022 Peter Koller

Autor: Peter Koller

Umschlaggestaltung: Sergius Koller

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH
www.buchschmiede.com

ISBN:

978-3-99129-713-0



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Titelbild Peter Koller „Weg ins Licht“ – Öl auf
Leinwand 1985

Die Erfahrung,
die erlebt werden kann,
ist nicht die letzte Erfahrung.
Wo es etwas zu erleben gibt,
gibt es einen Erlebenden und ein Erlebtes.
In der letzten Erfahrung
verschmelzen der Sucher und das Gesuchte
zu dem unnennbaren Einen
ohne ein Zweites
Ich nenne sie „Nicht Erfahrung“,
da sie weder einen Anfang
noch ein Ende hat.
Sie kann weder gehört,
noch gesehen werden,
sie hat weder Geschmack,
noch Geruch, noch kann sie ertastet werden.
Sie ist reines Gewahrsein,
jenseits von Zeit und Raum
im ewigen Jetzt des
ICH BIN.

INHALT

Kapitel 1: KINDHEIT	7
Kapitel 2: SCHULZEIT UND JUGEND	11
Kapitel 3: STUDENTENJAHRE UND DER DÖBLINGER YOGAKREIS	19
Kapitel 4: SUFI CAMP UND TAIZE	29
Kapitel 5: ZEN STUDIUM IN JAPAN	35
Kapitel 6: OSTERN IN NIEDERALTAICH	51
Kapitel 7: HAUSBAU	55
Kapitel 8: ERSTE BEGEGNUNG MIT MEINEM GURU	61
Kapitel 9: DÄMONEN	69
Kapitel 10: SPIRITUELLE ERFAHRUNGEN	77

Kapitel 1: KINDHEIT

Als ich am Abend des 10.Sep.1952 im Krankenhaus Mödling, einer romantischen Kleinstadt südlich von Wien, nach langer, schwerer Geburt um 20:10 h wieder einmal, wie schon unzählige Male davor, die Augen aufschlug und mich erst, geblendet vom grellen Licht des Kreißsaals, an die neuen Gegebenheiten gewöhnen musste, war gerade erst der Schutt des Bombenhagels des 2.Weltkriegs beiseite geräumt und die Häuser der Hauptstadt Wien waren übersät von den Einschusslöchern der Befreiungstruppen. Der Terror des Hitlerregimes war seit 1945 nach sechsjährigem Abschlachten mit Millionen Gefallenen und unzähligen Kriegsversehrten, ganz zu schweigen vom Völkermord an unseren jüdischen Mitbrüdern und Schwestern, wie ein Spuk ins Nichts zerfallen und hatte unsägliches Leid hinterlassen. Vaterlose Familien, alleinerziehende Mütter, die von frühmorgens bis spätabends schufteten, um wenigstens den größten Hunger ihrer Kleinen zu stillen.

Meine Eltern und ich bewohnten zusammen mit meiner Großmutter väterlicherseits und zwei verwandten Familien eine alte, baufällige Villa am Stadtrand von Mödling in der Klausen, einem idyllischen, von Föhrenwäldern und steil aufragenden Felsen gesäumten Tal. Der Mödlingbach plätscherte an unserem Haus vorbei, und meine Großmutter führte mich im Kinderwagen täglich spazieren, während meine Eltern frühmorgens das Haus verließen, um nach Wien zur Arbeit zu fahren.

Die Idylle sollte nicht lange dauern. Wegen Erbschaftsstreitigkeiten mussten wir schon nach zwei Jahren unsere schöne Bleibe verlassen, und meine Eltern übersiedelten mit mir und Großmutter in eine winzige Zimmer-, Küche-, Kabinett-Substandardwohnung mit Kaltwasserbassena (das ist ein Wasserauslass am Gang) und Klo, ebenfalls am Gang, im 20. Wiener Gemeindebezirk in der Nähe des Donaukanals, der damals noch so sauber war, dass einige Unerschrockene im Sommer im kalten Wasser badeten.

Meine Mutter arbeitete als Schneiderin, mein Vater als provisorischer Polizeiwachmann, seine Ausbildung musste er erst beenden. Er versah seinen Dienst beim Regeln der viel befahrenen Kreuzung am Westbahnhof, fror im Winter jämmerlich, wärmte sich in den Pausen mit Kollegen in der nahe gelegenen Branntweinstube auf und verfiel bald dem Alkohol. Meine Großmutter kochte und ging an den Nachmittagen weiterhin mit mir spazieren. Die Luft stank, besonders im Winter, nach verbrannter Braunkohle und ich zog mir bald eine chronische Bronchitis zu, die Mandeln wurden herausoperiert und ich war ein blasses, in bescheidenen Verhältnissen aufwachsendes Einzelkind.

Der Höhepunkt des Jahres fand, abgesehen von Weihnachten, wo ich hauptsächlich Kriegsspielzeug geschenkt bekam, mit dem ich wenig anzufangen wusste, im kleinen an der ungarischen Grenze liegenden, von kroatischen Kleinbauern bewohnten Geburtsort meiner Mutter – Schachendorf – statt. Mein Lieblingsaufenthaltort war der Kuhstall. Hier fand ich bald meine Lieblingskuh „Muhki“. Ich stellte mich gerne vor sie hin, wenn sie, angekettet aus dem Steintrog fraß

und wartete darauf, dass sie satt war. Dann fuhr sie mir regelmäßig mit ihrer rauen Zunge übers Gesicht, legte sich nieder, um wiederzukäuen. Diese Gelegenheit nutzte ich, um mich auf sie zu legen. Ich hielt mich an ihren Hörnern fest, genoss ihren warmen, nach Heu duftenden Körper, und war selig.

Ich hatte überhaupt zu den Tieren des Bauernhofs eine besonders nahe Beziehung. Meine Lieblingsgans ließ sich von mir streicheln, die Wachhündin „Barry“ ließ mich aufsitzen und auf ihr reiten und als einziges menschliches Wesen in ihre Hütte krabbeln und ihre Jungen streicheln. Mit meinem Großvater fuhr ich oft auf dem von zwei Kühen gezogenen Leiterwagen aufs Feld. Es gab weder Autos noch Traktoren, und die Luft war erfüllt vom Duft der Feldblumen, dem Summen der Bienen und dem Gesang der Vögel. Beim Heimweg kehrten wir manchmal in der Dorfschenke ein, und ich bekam ein Fläschchen „Sinalco“ oder „Traubisoda“. Coca-Cola war damals noch unbekannt.

Die wilden Kriegsspiele der Nachbarskinder erschreckten mich eher, ich ging viel lieber allein durch die sich im warmen Sommerwind wiegenden Kornfelder voller Kornblumen und rotem Klatschmohn, vergaß mich dabei selbst und wurde eins mit dem blauen, unendlichen Sommerhimmel und Mutter Erde.

Kapitel 2: SCHULZEIT UND JUGEND

Als ich das schulpflichtige Alter von sechs Jahren fast erreicht hatte, schrieben mich meine Eltern in die katholische Volksschule der Schulbrüder im fünfzehnten Wiener Gemeindebezirk ein. Die Brüder waren alt, aber liebevoll. Jeden Freitag wohnten meine Großmutter, die mich täglich zur Schule brachte, und ich dem Gottesdienst in der nahe gelegenen Kirche „Maria vom Siege“ bei. Wir standen immer ganz hinten in der Nähe des Ausgangs zwischen mächtigen, das Kirchenschiff tragenden Säulen. Die Kirche war im Winter ungeheizt, kalt, und Gott war fern.

Bei der Erstkommunionsfeier wurden wir Buben in dunkle Anzüge, weiße Hemden und Krawatten gesteckt, die uns die Kehlen zudrückten. In die Hand bekamen wir eine große, weiße Kerze, auf die man ununterbrochen aufpassen musste, dass kein heißes Wachs auf die Hose tropfte. Der Bruder Rektor hielt eine Predigt, dass der Herr Jesus jetzt in der Gestalt von Brot und Wein zu uns komme und wir ab jetzt seine Freunde seien. Vom Wein bekamen wir nichts ab, den trank der Priester alleine aus, die Hostie schmeckte schal. Wir mussten vom Vorabend weg fasten, durften die Oblate weder mit den Händen noch mit den Zähnen berühren, geschweige denn sie zerbeißen - man musste vielmehr den Herrn Jesus sanft auf der Zunge zergehen lassen und dann vorsichtig hinunterschlucken.

Ich empfand weder etwas von der Anwesenheit Jesu in mir, noch von seiner Freundschaft, ich war enttäuscht, traurig und fühlte mich betrogen. So sehr hatte ich mich

mit meinem kindlich reinen Herzen auf diese Begegnung gefreut!

Ab der dritten Klasse bekamen wir einen weltlichen Lehrer, der ein Spitzelwesen einführte. Wer sich auf dem Heimweg ungebührlich benahm, z.B. lief oder herumtollte, wurde verraten, am nächsten Morgen vor Unterrichtsbeginn aufgerufen, musste vor die versammelte Klasse treten, die Hände ausstrecken und bekam die unbarmherzigen Stockhiebe des Lehrers zu spüren. Wer vor Angst zurück zuckte, erregte seinen besonderen Zorn und er schlug mit hochrotem Kopf erneut und noch heftiger zu.

Es schien ihm Genugtuung zu verschaffen, wenn er uns demütigte. Noch dazu war ich mir keiner Schuld bewusst und fühlte mich zu Unrecht bestraft. Meine Eltern reagierten nicht darauf. Sie überließen mich einfach meinem Schicksal, Kinderrechte gab es damals keine oder wurden glatt ignoriert. Wir wurden dressiert wie kleine Hündchen, hatten die Anweisungen der Erwachsenen zu befolgen, lernten brav jeden zu grüßen, „bitte“ und „danke“ zu sagen, benahmen uns sittsam und gehorsam und waren stets ordentlich gekleidet. Am Sonntag für den Kirchgang wurde ich fein herausgeputzt. Wie es mir innerlich dabei ging, was ich dachte und fühlte, interessierte niemanden. Ich wurde schlichtweg als Mensch überhaupt nicht wahrgenommen.

Im Alter von sieben Jahren übersiedelten meine Eltern mit Großmutter und mir in eine größere, aber düstere, nordseitig im Erdgeschoss eines sechsstöckigen Hauses gelegene Eigentumswohnung im 12. Wiener Gemeindebezirk. Wenn man die Fenster öffnete und der Wind von Osten wehte, drang der Benzingerstank vom

nahen Gürtel, einer sechsspurig und stark befahrenen Autostraße Wiens, ins Wohnungsinnere, kam der Wind von Westen, konnte man den süßlichen Geruch der nahen Heller Zuckerlfabrik wahrnehmen. Jahrelang sehnte ich mich danach, die Sonne oder wenigstens den Himmel zu sehen, wenn ich aus dem Fenster blickte.

Immerhin hatte ich ein eigenes Zimmer, begann in der nahe gelegenen Musikschule Akkordeon zu lernen und hatte viel Freude daran. Nach einigen Jahren teilte meine Lehrerin meinen Eltern mit, dass sie mir genug beigebracht habe, ich spielte schon recht virtuos, und legte ihnen nahe, mich auf das Klavier umsteigen zu lassen. Ich war sofort begeistert, musste aber sehr lange warten, bis meine Eltern ein billiges, antiquarisches Pianino auftreiben konnten, da aus Geldmangel an den Kauf eines neuen Instruments nicht zu denken war. Als ein nahe gelegenes Kaffeehaus sein altes Pianino zum Verkauf anbot, war ich bereits sechzehn Jahre alt und für eine Karriere als Pianist viel zu spät dran. Aber ich probierte es trotzdem.

Das Klavier wurde mit einem klapprigen Handwagen angekarrt und von zwei kräftigen Möbelpackern in mein Zimmer gerollt. Ich begann sofort mit dem Üben. Spielte schon ab sieben Uhr früh vor der Schule Tonleitern, sehr zum Missfallen unserer Nachbarn. Um die verlorene Zeit aufzuholen, übte ich fast Tag und Nacht. Nach circa einem Jahr bekam ich eine chronische Sehnenscheidenentzündung an beiden Unterarmen. Die Schmerzen waren so stark, dass ich in der Schule nicht einmal schreiben konnte.

Beide Arme wurden einbandagiert, die Entzündung dauerte monatelang, und ich musste mich damit abfinden, den Traum von einer Klavierkarriere

loszulassen. Begann nun in meiner Verzweiflung Gedichte zu schreiben, zum Glück hatte ich während meiner gesamten Gymnasialzeit, ich besuchte das nur zwanzig Gehminuten entfernte Realgymnasium in Wien Meidling, eine wunderbare Deutsch- und Englischprofessorin. Sie brachte uns, indem sie Native Speakers einlud, nicht nur fließendes Englisch bei, sondern prägte durch ihren engagierten Deutschunterricht mein Weltbild. Wir lasen nicht nur Goethe, Schiller, Kleist, Raimund und Nestroy, sondern setzten uns mit moderner Literatur auseinander. Bertold Brecht stand ebenfalls auf unserem Programm, wie Thomas Mann, Hermann Hesse und die Gedichte von Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Wir lasen Ausschnitte von Dramen in verteilten Rollen und trugen auswendig gelernte Gedichte vor.

Sie bildete den Gegenpol zur deutschnationalen Gesinnung meines Vaters. Er war fanatisch, engstirnig, mit ihm konnte man über nichts reden. Wenn wir ins Diskutieren kamen und ich nicht seine Meinung teilte, geriet er in Zorn, ballte die Faust vor meinem Gesicht und drohte mir: „Schau dir diese Faust an, ich schlage dich zusammen wie einen Büffel!“ Meine Mutter und Großmutter, die sich bereits in Bereitschaft gehalten hatten, stürzten sich dann auf ihn, um ihn daran zu hindern, mich zu verprügeln.

Ebenso fruchtlose Diskussionen gab es mit unserem Religionsprofessor, die meist mit dem Satz: „Roma locuta, causa finita (Rom hat gesprochen, die Diskussion ist beendet)“, abgeschlossen wurden, sie führten zu meinem Austritt aus dem katholischen Religionsunterricht in der siebenten Klasse.

Meine mündliche Matura verschob sich wegen Schwächen in Darstellender Geometrie auf den Herbst. Auf die anstehende Maturareise wollte ich trotzdem nicht verzichten, packte meinen Schlafsack samt einigen T-Shirts und Unterhosen in einen großen Jeanssack, kratzte ein paar hundert Schilling zusammen, verabschiedete mich von meinen Eltern und fuhr mit den Öffis zur Autobahnauffahrt der Westautobahn. Damals war das Autostoppen einfach. Schon nach wenigen Minuten hielt ein Handelsreisender, der mich bis Innsbruck brachte, mich an der Jugendherberge absetzte, mir einen A3 Zeichenblock samt breitem Filzstift schenkte, um meine weiteren Reiseziele darauf zu schreiben.

Am nächsten Tag ging es weiter bis Venedig. Dort treffe ich einen Schulkollegen, der auf einem Motorroller in Richtung Capri unterwegs ist. Als wir zu zweit über die Berge des Apennin kurven, immer mit Vollgas, mache ich ihn darauf aufmerksam, dass er in den Dörfern langsamer fahren soll, da das Bremsen mit den kleinen Rädern seines Rollers nicht so schnell gehe. Er hört natürlich in seinem jugendlichen Übermut nicht auf mich, ein paar Hühner überqueren die Dorfstraße, er versucht eine Notbremsung, der Roller stellt sich quer und schon liegen wir auf dem von der Sonne aufgeheizten Asphalt. Er hat Abschürfungen, ich blute aus der Nase, wahrscheinlich ist sie gebrochen. Versuche sie wieder gerade zu biegen, helfe ihm, den lädierten Roller in die nächste Reparaturwerkstätte zu schieben und stoppe weiter Richtung Neapel. Möchte nach Positano. Habe gehört, dass sich dort Hippies aufhalten, mal sehen.

Am Strand treffe ich auf zwei Hippies, die mich einladen, mit ihnen nach Neapel auf den Schwulenstrich zu gehen, um zu etwas Geld zu kommen. Ich lehne dankend ab und rolle meinen Schlafsack zwischen einigen Felsen und dem Meer aus. In der Nacht habe ich das ungute Gefühl, als ob die Brandung immer näher kommt. Am Morgen sehe ich, dass die Flut nur ganz knapp vor meinem Lager zum Stillstand gekommen ist. „Noch einmal Glück gehabt“, denke ich, „das nächste Mal muss ich vorsichtiger sein.“

Eine Harley Davidson bringt mich weiter bis Amalfie. Hier ist es ideal. Es gibt keinen einzigen Touristen außer mir. Da ich nur sehr wenig Geld habe, es keine Jugendherberge gibt und die Übernachtung im Hotel nicht in Frage kommt, wandere ich ein steiles Tal bergauf, um einen Schlafplatz für die Nacht zu finden. Als es dunkel wird und steiles, felsiges Gelände das Weitersuchen erschwert, beschließe ich, direkt auf dem Weg zu übernachten. Es dauert nicht lange, und ich bin von mehreren, aufgeregt diskutierenden Männern umringt. Einer leuchtet mir mit der Taschenlampe ins Gesicht, ein anderer hält mir sein Messer vor die Nase. „Calma, calma (beruhigt euch, beruhigt euch)“, rufe ich ihnen in gebrochenem Italienisch zu. Sie versuchen mir zu erklären, dass am frühen Morgen die Schulmädchen aus den umliegenden Bauernhöfen hier vorbei kämen und ich nicht auf dem Weg übernachten könne.

Ich bedanke mich für den Hinweis und finde in unmittelbarer Nähe eine Ruine, die mir für den Rest meines Aufenthalts als Schlafplatz dient. Als ich am Morgen aufwache, richte ich mich spontan auf, überkreuze die Beine, lege beide Hände in den Schoß und tue etwas, das ich noch nie in diesem Leben getan

habe: Ich beginne zu meditieren. Schließe die Augen, lausche dem ein- und ausströmenden Atem, der paradiesischen Stille und dem Gesang der Vögel um mich herum. Seit diesem Tag habe ich nie wieder zu meditieren aufgehört, für die nächsten fünfzig Jahre.

Im Laufe des Tages wurde ich immer hungriger und beschloss, ins Dorf zu gehen. Inzwischen hatte es sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, dass ein junger, blonder Deutscher, sie konnten ja nicht wissen, dass ich aus Österreich kam, eingetroffen war. Kaum war ich am Strand angelangt, umringte mich schon eine Schar Schulmädchen, und als ich sie fragte, ob sie etwas zu essen hätten, überließen sie mir bereitwillig ihre Jausenbrote. Sonntags wurde ich vom Parkwächter und dessen Frau zum Mittagessen eingeladen, und er schlug mir vor, ein hübsches Mädchen auszuwählen und hier zu bleiben.

Als ich beim Schwimmen aufgrund der hohen Wellen, deren Sog ich unterschätzte, und der steil abfallenden Küste fast ertrank und mich nur mit letzter Kraft an Land retten konnte, fand ich mich bald auf der Rückreise über Rom, Venedig, München nach Wien. Da kam ich spätabends in der elterlichen Wohnung an. Meine Mutter ließ mir ein Bad ein, und ich schlief danach herrlich.

Als mich mein Vater tags darauf begrüßen wollte, erkannte er seinen Sohn nicht wieder. Dieser verkommene Typ mit langen Haaren, einem Hasenfell um den Hals, sollte sein Sohn sein? Er kam auf mich zu, sein Gesichtsausdruck wurde immer brutaler, er riss mir mit einem Ruck die Kette vom Hals und starrte mich entgeistert an. Durch meine erst seit Kurzem begonnene Meditationspraxis war ich äußerst friedlich

gestimmt. Ich umarmte ihn, drückte ihn an mein Herz und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Du verstehst mich nicht.“ Worauf wir uns, beide weinend, in den Armen lagen und ich ihm alles, was er mir je angetan hatte, verzieh.

Kapitel 3: STUDENTENJAHRE UND DER DÖBLINGER YOGAKREIS

Im Oktober 1970 inskribierte ich, nach bestandener Matura, an der althehrwürdigen Alma Mater Rudolphina in Wien die Fächer Psychologie und Pädagogik. Hörte berührende Vorträge von Viktor Frankl an der Poliklinik über „Logotherapie der Neurosen“ und philosophische Exkurse des christlichen Existenzphilosophen Leo Gabriel im großen Hörsaal der Hauptuni. Besuchte Seminare über Kant und Hegel, las Bücher von Platon, Nietzsche, Freud, C.G. Jung, Sartre und Camus. All das konnte meinen Hunger nach dem Einswerden mit Gott nicht stillen. Daneben malte und zeichnete ich kontinuierlich und meldete mich zwei Jahre später zur Aufnahmeprüfung an der Akademie für Bildende Künste am Wiener Schillerplatz an.

Nahm Kontakt zu einigen Professoren auf und legte ihnen meine Arbeiten vor. Der abstrakte Maler Josef Mikl bescheinigte mir ein Gefühl für Farben, was man nicht lernen könne, wie er sagte, nahm mich aber nicht in seine Meisterklasse auf. Ich gab nicht auf, legte bei der nächsten Aufnahmeprüfung einen überzeugenden Zyklus von Wiener Häuserfronten – düstere Rohrfeder Tuschezeichnungen von Innenhöfen meiner unmittelbaren Wohnumgebung vor – und wurde in die Meisterklasse von Walter Eckert, einem ebenfalls abstrakten österreichischen Maler, aufgenommen.

Besuchte vormittags und abends regelmäßig das Aktzeichnen und machte gute Fortschritte. Eine Kohlezeichnung wurde sogar bei der großen

Jahresausstellung, bei der ausgewählte Arbeiten der Studierenden in der Aula der Akademie präsentiert wurden, mit dem „Silbernen Fügenpreis“ prämiert.

Mein Vater lungerte, inzwischen wegen seiner Alkoholsucht frühpensioniert, mehr oder weniger betrunken zu Hause herum und fadisierte sich zu Tode. Da ich erst am späten Vormittag auf die Akademie fuhr, gewann er den Eindruck, dass ich gar nicht so richtig studierte, sondern nur die Zeit totschlug wie er selbst. Er verfasste einen Brief an die Familienbeihilfestelle, in dem er mitteilte, dass sein Sohn ein asoziales Element sei und die Kinderbeihilfe zu Unrecht beziehe und meldete sie ab. Worauf meine finanzielle Situation noch prekärer wurde und ich jahrelang mit zerrissenen Pullovern herumliefe.

Die Wochenenden verbrachte ich mit Freunden bergsteigend in den nahe gelegenen Alpen, was zum Glück nicht kostspielig war.

Damals wimmelte es in der Wiener Innenstadt von Sektenwerbern verschiedenster Gruppierungen. Einige meiner Alpenvereinsfreunde waren in einer freikirchlich evangelikalen Gemeinde gelandet, sie schenkten mir kleine Bibeln, die ich täglich während der Busfahrt zur Akademie studierte. Besonders das Leben und Wirken Jesu faszinierten mich, und ich lernte das Neue Testament fast auswendig. Gott in meinem Herzen fand ich dadurch nicht.

Eines Tages wurde ich vor dem Hauptgebäude der Uni von Mitgliedern des Döblinger Yogakreises angesprochen und eingeladen, und ich fuhr bald hin, da mich die Sache interessierte. Dort, in einer zu einem Ashram umgestalteten Wohnung, wurde ich einem